

Das zweite Mal : alternative Lebensläufe

Autor(en): **Traitler, Reinhild**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **87 (1993)**

Heft 3

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-143755>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das zweite Mal

Alternative Lebensläufe

Mit dreizehn hörte sie Stimmen von Heiligen. Mit vierzehn war sie überzeugt, dass Gott sie, sie allein, auserwählt hätte, das Land zu retten. Mit fünfzehn waren die Eltern besorgt, weil da war immer noch kein Mann in Sicht. Mit sechzehn schickte man sie zum Arzt, um ihr die Verrücktheiten auszutreiben. Der verordnete einen gesetzten, älteren Gatten und möglichst viele Kinder.

Sie starb mit fünfundzwanzig bei der Geburt des siebten Kindes. Ihr Gesicht war vertrocknet, wie das einer Greisin.

Mit fünfundzwanzig heiratete sie, es war die einzige Möglichkeit zu überleben, so machte sie ihm den Heiratsantrag, er hätte es nicht gewagt. Zehn Jahre führte sie den gemeinsamen Haushalt, er verstand nichts davon, hatte überdies keine Zeit, hielt Vorlesungen, schrieb Bücher und focht seine Händel aus. Zwischen dem ersten Hahenschrei und dem letzten blieb keine Zeit für einen eigenen Gedanken, einen der nicht seinen Kindern, seinem Essen seinen zahlreichen Freunden und seinen zahllosen Feinden galt. Ihr schneller Geist wurde langsamer. Sie begann zu vergessen, dass sie das einmal gelernt hatte, Lesen und Schreiben. Da nahm sie eines Tages ihr Bündel, und legte es wieder nieder. Da nahm sie eines Tages ihr jüngstes Kind, und blieb doch zu Hause. Da nahm sie eines Tages nur sich selbst und spazierte aus dem Tor und blieb verschwunden, und wir wissen nicht einmal, ob er sie gesucht hat, vermisst, weil darüber gibt es keine Schrift und kein Buch, darüber hat er nichts geschrieben.

Kein Wort ist erhalten von ihr, das er nicht gesagt hätte.

Sie war ein Genie, aber das durfte niemand wissen. Geniale Frauen sind unweiblich, hatte ihr Lehrer immer gesagt. Sie wollte weiblich sein, eine richtige Frau. Als sie diesen jungen Musiker traf, war es Liebe auf den ersten Blick. Sie waren füreinander gemacht, ihre Körper und ihre Seelen. Und erst ihre Musik.

Als es das erste Mal passierte, bedankte er sich bei ihr, ihr Thema hätte ihn inspiriert. Sie war gerührt. Und glücklich. Später bedankte er sich nicht mehr. Ihre Musik war seine Musik.

Am Abend des Tages, an dem sie ihm das Jawort gegeben hatte, sass er am Klavier und komponierte ihr Leben, ja sie konnte plötzlich alles klar sehen, er würde gross werden mit ihren Ideen, und sie würde klein werden mit seinen Kindern, er würde aufgehen im Raum des reinen Geistes, den einzuräumen und aufzuräumen sie sich bereit erklärt hatte. Etwas in ihr sagte nein. Schluchzend und deutlich sagte es «Nein».

Sie wurde eine der grössten Komponistinnen des Jahrhunderts.

Mit vierzehn wurde sie schwanger, und sie wusste nicht, wer bei ihr gelegen hatte. Sie wusste es wirklich nicht, und jeder Versuch, darüber zu reden, führte sie zum Stammeln. «Hure», schrie der Vater, und suchte nach einem Mann, irgendeiner würde sich finden, man würde schon handels-einig werden.

Sie wollte den Mann nicht. Sie wollte das Kind nicht. Sie wollte leben. Ins Weite gehen. Über die Enge des Dorfs hinaus. Etwas tun, etwas Wirkliches. Sie wollte die Welt umarmen, so, als könnte das die Zeiten heilen, all das Unrecht, die Verwüstungen, das Zerrüttete ihres Landes und die Klagen der Menschen. Als der Vater den schniefenden Alten fand, rannte sie weg. Ging eines Nachts durch die Dunkelheit über die Berge zu einer Freundin und blieb dort. Brachte ihren Sohn zur Welt. Zog ihn auf mit der Freundin. Schickte ihn in die Schule bei Frauen. Er sollte ein anderer werden.

Er wurde ein anderer, so sehr, dass es schmerzte. Später, als alles vorbei war, sagten seine Freundinnen: «Das ist nicht möglich. Die Liebe ist nur im Privaten zu leben.»

Sie starb Jahre nach seiner Hinrichtung, unversöhnt mit der alten, quälenden Frage: «War es meine Schuld?»

Natürlich hatte sie das nie gelernt: Auf etwas zu verzichten. Für sich selbst nicht immer das Beste in Anspruch zu nehmen. Natürlich hatte sie nie gesehen, wie die Armen leben, oder gegessen, was sie assen. Natürlich sprachen alle um sie herum nur, was sie hören wollte, und auf ihrem Nachttisch lagen die schöngestigen Gedanken schöngestiger Leute.

Aber weil alle Männer davon redeten, der Kardinal und die Minister, und ihr Bruder und sogar ihr eigener Mann, hatte sie sich heimlich das Dokument beschafft: «Wir, das Volk erklären hiermit als unveräusserliches Recht, dass alle Menschen frei geboren sind.»

Solche ungewöhnlichen Gedanken mussten wohl die Leute bewegen, diese riesige Masse unten vor den Toren. Als sie auf den Balkon trat, konnte sie sehen, wie aufgebracht sie waren und wie arm, zerlumpt, in diesen revolutionären Bauernhosen, die Röcke der Frauen zu kurz. «Wir wollen Brot!» schrien sie. Sie schluckte ihren Ekel hinunter. Diese Leute sollten frei

geboren sein? War es wohl möglich, zu ihnen zu reden? Ohne Verachtung? Ihre Forderungen anzuhören? Ihre Träume? Ob solche Leute überhaupt Träume hatten? «Macht die Tore auf!» schrie sie. «Lasst die Leute rein!» Runde Tische wurden im Park aufgestellt. Brot, Rotwein, Käse. Die Leute assen gierig, stopften sich die Taschen voll, begannen zu reden. Sie sass mitten unter dem Volk. Ohne Geheimpolizei. Die Leute stanken. Aber sie hatten Ideen. Frei geboren? Vielleicht hatte das Dokument recht.

Sie starb mit neunzig im Exil bei ihrem Urgrossonkel in Wien. Ihr ganzes Schloss war voll gestickter Biedermeierdeckchen, die alle das gleiche Motiv zeigten: Sie sass am runden Tisch mit dem Volk und redete.

Mit fünfundzwanzig wollte sie die vollkommene Liebe entdecken; sie schlief mit jedem, auch mit den Clochards in den S-Bahn-Stationen der kalten Stadt. Sie wollte sich gänzlich verströmen. Später schien ihr das zu klein, sie wollte die Welt ändern, ihr Land bessern, sie wollte einen öffentlichen Bussprozess, sie wollte die Ordnung neu schaffen, aufräumen mit den Verbrechen der nationalen Vergangenheit.

Mit fünfunddreissig dachte sie: Wir müssen das im eigenen Fleisch spüren, den Mangel und den Schmerz. Sie steckte ein Warenhaus in Brand. Aber niemand spürte einen Schmerz. Und weil sie ihr Leiden an der Ungerechtigkeit nicht vermitteln konnte, stieg sie aus und ging als Nonne nach Afrika, dorthin, wo die Welt am schwärzesten und am hungrigsten war, und am kränksten. Dort ist sie bei lebendigem Leib begraben auf einer Leprastation, sie spürt die Liebe in jeder Faser ihres Fleisches, das vom Körper abblättert, und weniger wird.

Niemand kennt ihren Namen, sie hat sich gänzlich verströmt.

P.S. Der Text enthält die alternativen Lebensläufe von Jeanne d'Arc, Katharina von Bora (Lutherin), Clara Wieck (Schumann), Maria, Marie Antoinette, Gudrun Ensslin.